

## DISKUSSION

### **Taugt sie wirklich so wenig, die deutsche Wahlforschung? Eine Replik auf Rainer-Olaf Schultze\***

In seinem Diskussionbeitrag vergleicht *Rainer-Olaf Schultze* die deutsche Wahlsoziologie, nein: nicht international, wie uns der Untertitel glauben macht, sondern mit *Teilen* der englischen und kanadischen Wahlforschung, die er allerdings als repräsentativ für die angelsächsische Wahlforschung schlechthin darstellt. Sein bereits im Titel enthaltenes Fazit liest sich niederschmetternd: Während die angelsächsische Wahlforschung mit unkonventionellen, stets gegenstandsnahen theoretischen Innovationen auf die Herausforderungen des politischen Wandels der siebziger und achtziger Jahre reagiert habe, könne die deutsche Mainstream-Wahlsoziologie dem nichts entgegensetzen als sich immer mehr verselbständigende Methodendiskussionen und normalwissenschaftliche (und damit per definitionem uninnovative, theoretisch uninspirierte) „Rätsellösungen“. Wo dennoch, selten genug, methodische und theoretische Innovationen aufträten, seien diese von „auswärts, von Außenseitern, von außeruniversitärer Forschung, von außerhalb der Individualdatenanalyse“ gekommen.

Dem mit der angelsächsischen und deutschen Wahlsoziologie vertrauten Leser drängt sich geradezu eine Radio-Eriwan-Reaktion auf *Schultzes* Philippika auf. Frage: Stimmt es, daß die deutsche Wahlforschung ihre Innovationen von außen bezieht und nach innen von methodischem Rigorismus bestimmt ist? Antwort: Im Prinzip ja, nur daß viele der theoretischen Innovationen eher von innen als von außen kommen und die Grundhaltung des methodischen Rigorismus innerhalb der deutschen Wahlforschung weder besonders weit verbreitet ist noch eine deutsche Eigentümlichkeit darstellt. Tatsächlich leidet *Schultzes* Kritik leider unter gleich mehreren Mängeln: (a) einem verzerrten Vergleichsmaßstab, (b) einem grundlegenden Mißverständnis über Aufgabe, Gegenstand und internationale Verflechtung der empirischen Wahlforschung, (c) einer beinahe schon tragischen Fehleinschätzung der Bedeutung von Methoden im empirischen Forschungsprozeß und (d) einer geradezu zwangsläufig daraus resultierenden Unfähigkeit, methodische und theoretische Innovationen zu erkennen und adäquat zu bewerten.

#### *(a) Zu Rainer-Olaf Schultzes Vergleichsmaßstab*

*Schultze* behauptet, die deutsche an der angelsächsischen Wahlforschung zu messen; er beschränkt sich jedoch wohlweislich auf den Vergleich einiger ausgewählter englischer und kanadischer Studien mit einschlägigen deutschen Untersuchungen („wohlweislich“ deshalb, weil die Einbeziehung der international nach wie vor führenden amerikanischen Wahlforschung in seinen Vergleich auch dem mit dem Gegenstand nicht vertrauten Leser sofort den Zerrbildcharakter seiner Gegenüberstellung gezeigt hätte). Gerade die Wahlforschung in den USA zeichnet sich nach wie vor durch zum Teil

\* Außengeleitete Innovation und innengeleiteter Methodenrigorismus – Deutsche Wahlsoziologie auf dem Prüfstand internationalen Vergleichs, in: ZParl Heft 3/1991, S. 481–494.

hochspezialisierte Methodendiskussionen aus, wie eine kurze Inspektion der einschlägigen politikwissenschaftlichen Zeitschriften belegt hätte (allen voran die *American Political Science Review*, das *American Journal of Political Science*, *Public Opinion Quarterly* und *Political Methodology*). In den entsprechenden soziologischen Zeitschriften sieht es nicht anders aus. Die amerikanische Wahlforschung konnte ihre dominierende Rolle in der Welt ja gerade durch die souveräne Verbindung von innovativer theoretischer Perspektive und methodischem Rigorismus erlangen. Das Zeitalter der Theorieprüfung nur durch Plausibilität und Common Sense ist in der empirischen Politikforschung der USA spätestens seit Mitte der 50er Jahre passé.

Doch selbst wenn man die Wahlforschung der Vereinigten Staaten unberücksichtigt läßt, ist sein Vergleich in bedenklicher Weise verzerrt und unangemessen, da er die englische und kanadische Wahlforschung sozusagen mit dem umgekehrten Fernglas betrachtet, indem er einige wenige Monographien herausgreift und alles andere unberücksichtigt läßt. Dieses Verfahren macht die Betrachtung vielleicht übersichtlicher, sicherlich aber nicht sonderlich detailscharf. Die gesamte (!) auch in England und Kanada geführte wahlsoziologische Spezialdiskussion – sie wird wie in den USA und Deutschland vor allem in Zeitschriften<sup>1</sup> und Sammelbänden<sup>2</sup> ausgetragen – läßt er dabei außer acht. Daß die englische und kanadische Spezialliteratur nicht minder methodisch orientiert ist als die amerikanischen oder deutschen Beiträge zur Wahlsoziologie, sollte eigentlich auch *Rainer-Olaf Schultze* bekannt sein. Die deutsche Wahlsoziologie dagegen nimmt er geradezu unters Mikroskop, was dazu führt, daß er größere Objekte, lies: neuere methodische und theoretische Strömungen, gar nicht mehr erkennen kann. Was *Schultze* mithin tut, ist ein positives Zerrbild der „angelsächsischen“ Wahlforschung mit einem negativen Zerrbild der deutschen Wahlforschung zu konfrontieren und sich darüber zu alterieren, daß die deutsche Wahlforschung weder der englischen noch der kanadischen (!) das Wasser reichen könne.

#### *(b) Aufgabe, Gegenstand und internationale Verflechtung der Wahlforschung*

*Schultze* geht in seinem Beitrag von einer sehr verengten, der internationalen Forschungsrealität in keiner Weise gerecht werdenden Aufgabenbeschreibung der Wahlsoziologie aus, wenn er konstatiert, die „angelsächsischen Untersuchungen sind in der Regel sehr viel näher an ihrem Gegenstand, d. h. sie konzentrieren sich auf die Analyse konkreter Wahlen; für sie stehen Deskription und Erklärung des Wahlergebnisses und der politischen Konsequenzen im Zentrum des Forschungsinteresses ..., während die westdeutsche Wahlforschung ihren eigentlichen Gegenstand, nämlich das jeweilige Wahlergebnis als abhängige Variable, häufig aus den Augen verliert“ (S. 482). Hier irrt der Kritiker: Der „eigentliche Gegenstand“ der empirischen Wahlforschung ist beileibe nicht nur das jeweilige Wahlergebnis, sondern zumindest in gleichem Maße auch das individuelle Wahlverhalten, die Herausbildung von politischen Präferenzen und Bindungen, die politische Sozialisation etc. Grob läßt sich die aggregatdatengestützte Forschung als notwendigerweise eher an Wahlergebnissen, die individualdatengestützte Forschung dagegen als eher an den Bestimmungsgründen des individuellen Wählerverhaltens interessiert klassifizieren. Die amerikanischen Klassiker der empirischen Wahlforschung, *The People's Choice* (*Paul Lazarsfeld* u. a. 1948) und *The American Voter* (*Angus Campbell* u. a. 1960), aber auch *Voting* (*Bernhard Berelson* u. a. 1954) oder *The Changing American Voter* (*Norman H. Nie* u. a.

1 *British Journal of Political Science*, *Canadian Journal of Political Science*, *Electoral Studies*, *European Journal of Political Science* etc.

2 *Ian Budge* u. a. (Hrsg.), *Party Identification and Beyond*, London 1976; *ders. u. a.*, *Voting and Party Competition*, London 1977; *ders. u. a.*, *Explaining and Predicting Elections*, London 1983; *Ivor Crewe* u. a. (Hrsg.), *Electoral Change in Western Democracies*, London 1985; *Robert M. Worcester* (Hrsg.), *Political Opinion Polling*, London 1983.

1976) beschäftigen sich sämtlich eher mit individuellem Wahlverhalten als mit den Ergebnissen konkreter Wahlen. Im Falle theoretisch orientierter Wahluntersuchungen sind es bestimmte Erklärungsmodelle von Wählerverhalten wie das Modell der Parteiidentifikation, die Normal Vote oder rationales Verhalten, die im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehen; im Falle eher methodisch ausgerichteter wahlsoziologischer Analysen die formale Zuverlässigkeit und inhaltliche Gültigkeit von Meßinstrumenten wie der bekannten Parteiidentifikationsfrage, der Wahlsonntagsfrage oder bestimmter Einstellungsskalen. Dies alles sind ebenso legitime Gegenstände der empirischen Wahlforschung wie die Analyse konkreter Wahlen oder die „Deskription und Erklärung des Wahlergebnisses“. Akzeptiert man das erst einmal, verliert *Schultzes* Vergleich von deutscher und „angelsächsischer“ Wahlsoziologie viel von seiner Pikanterie.

Ein weiterer, eher implizit erhobener Vorwurf von *Schultze* an die Adresse der deutschen Wahlforschung ist, daß sich die westdeutschen Wahlforscher zu sehr an Vorbildern aus dem Ausland, vor allem den Vereinigten Staaten, orientierten, statt eigene, nationalzentrierte Theorieentwicklung zu betreiben. Das ist gleich in dreierlei Hinsicht ein seltsamer Vorwurf. Zum einen haben Beiträge angelsächsischer Autoren stets eine größere Wahrscheinlichkeit, international zur Kenntnis genommen zu werden. Das ist nicht nur in der empirischen Wahlforschung so, sondern auch in der Naturwissenschaft, der Technik oder der Linguistik. Überdies sind die numerischen Relationen zwischen wahlsoziologisch tätigen Wissenschaftlern in Deutschland und im angelsächsischen Ausland so eindeutig, daß schon rein statistisch die Wahrscheinlichkeit höher ist, daß grundlegende Beiträge von letzteren stammen. Zum zweiten ist schwer einzusehen, wieso es ein Fehler sein könnte, sich an wirklich innovativen Studien aus dem Ausland zu orientieren. Daß sich die deutschen Wahlforscher in ihrer überwiegenden Mehrheit der internationalen „Scientific Community“ verpflichtet fühlen und in sie stärker als viele andere (etwa französische oder italienische Kollegen) eingebunden sind, stellt doch eher einen Vor- als einen Nachteil dar. Vor dem Hintergrund allgemeiner Spezialisierung, Professionalisierung und Internationalisierung der empirischen Wissenschaften erscheint uns die Bewertung eines Beitrages danach, ob er deutsch-innovativ oder undeutsch-innovativ ist, als reichlich unsinnig<sup>3</sup>. *Schultze* kann doch wohl nicht allen Ernstes eine deutsche Wahlforschung nach Art der deutschen Physik im Auge haben. Zum dritten: Selbst wenn wir uns für einen Augenblick einmal auf *Schultzes* Vorstellung von der Erwünschtheit einer innengeleiteten, also doch wohl deutschen Wahlforschung einlassen, wäre seine Kritik, daß national eigenständige, binnengenerierte Erklärungsmodelle fehlten, nur dann sinnvoll, falls das deutsche Wahlverhalten in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten eine Art Sonderweg eingeschlagen hätte, der nach eigenen Erklärungsmustern verlangen würde. Doch gerade das bestreitet *Schultze*, wie seine einleitenden Bemerkungen belegen, wo er von der Existenz erheblicher Parallelen zwischen Deutschland, England und Kanada ausgeht und dies sogar als Legitimation für seinen Vergleich heranzieht. Falls *Schultze* recht hat und keine Anzeichen für eine nationalidiosynkratische Entwicklung vorliegen (wir wollen ihm hier ausnahmsweise nicht widersprechen), ist seine Forderung nach eigenen, von der internationalen Diskussion losgelösten Erklärungsmodellen nur schwer nachzuvollziehen.

### (c) *Schultzes Fehleinschätzung der Bedeutung von Methoden im Forschungsprozeß*

*Schultzes* Ausführungen zeichnen sich (übrigens nicht zum ersten Mal) durch ein grundlegendes Mißverständnis über die Funktion von Methoden im Forschungsprozeß aus. Dies belegt sowohl seine Behauptung, „ein Großteil der Aktivitäten westdeutscher universitärer Wahlforschung“ (S. 486)

3 Nebenbei bemerkt: Daß *Lazarsfeld* seine bahnbrechende Untersuchung in Erie-County und nicht im österreichischen Waldviertel durchführte, ist eine der Konsequenzen der Wahlentscheidung von *Hitlers* Wählern.

erschöpfe sich in „methodologischen Glasperlenspielen“ als auch seine Abqualifizierung der zumeist methodisch begründeten Kritik am *Inglehartschen* Postmaterialismuskonzept als entbehrlich, irrelevant oder trivial (S. 487). Methodendebatten würden hierzulande „im Stil ‚teutonisch‘, also ebenso rigoros wie um ihr selbst willen“ geführt. Das ist hübsch gesagt, wird aber von *Schultze* nicht weiter begründet. Wer eine derartige Kritik formuliert, muß im Einzelfall nachweisen, daß irgendeiner der von ihm namentlich angeführten Wahlforscher sich ein methodologisches Problem vornimmt, dessen Lösung nachweislich (und die Beweislast liegt in diesem Falle beim Kritiker) die Beantwortbarkeit von wahlsoziologischen Fragestellungen nicht verbessert. Diesen Nachweis liefert *Schultze* in seinem Beitrag in keiner Weise. Wie sonst soll Erkenntnisfortschritt erzielt werden als durch immer erklärungskräftigere Theorien, immer bessere Daten und eben immer zuverlässigere Methoden? Für die empirische Forschung, nicht nur die Wahlsoziologie, wenn auch sichtlich nicht für *Rainer-Olaf Schultze*, ist die Weiterentwicklung des methodologischen Instrumentariums eine wissenschaftliche Selbstverständlichkeit, die nicht nur in Deutschland betrieben wird (hier übrigens eher weniger als anderswo), sondern gerade auch im angelsächsischen Sprachraum. Daß *Schultze* der deutschen Wahlforschung ein Übermaß an methodologischer Beschäftigung vorwirft, die Angelsachsen von diesem Vorwurf jedoch freispricht, ist für uns nicht anders zu erklären als durch gewisse weiße Flecken auf der literarischen Landkarte des mit der englischsprachigen wahlsoziologischen Diskussion nur partiell Vertrauten.

Wie wenig *Schultze* den Stellenwert von Methoden im empirischen Forschungsprozeß einzuordnen weiß, zeigen seine Ausführungen zum Postmaterialismuskonzept und zur Wertewandeldiskussion. Irgendwann in seiner wissenschaftlichen Karriere muß *Rainer-Olaf Schultze* wohl einmal beschlossen haben, fürderhin an *Ingleharts* Konzept des Wertewandels zu glauben (denn wer über keine adäquaten methodologischen Kriterien verfügt, kann an theoretische Konzeptionen nur mit der Haltung des wahren Gläubigen herantreten; er kann sie plausibel finden oder nicht; darüber, ob sie haltbar sind, kann jedoch nur die Konfrontation mit bewährten anderen Theorien, die wir in dieser Form nicht besitzen, oder die strenge empirische, datengestützte Überprüfung entscheiden). Den wahren Gläubigen stören bekanntermaßen dissonanzerrigende Informationen. Und von denen gibt es gerade im Zusammenhang mit dem *Inglehartschen* Wertewandelkonzept mehr als genug; erinnert sei nur an die grundlegende, von *Schultze* übrigens nicht erwähnte, methodologische und empirische Kritik *Wolfgang Jagodzinski*<sup>4</sup> am Wertewandelkonzept und dessen Meßinstrumenten. Daß der Postmaterialismusindex irgend etwas mißt, ist unbestritten; ebenso, daß er mit allen möglichen Dingen hoch korreliert ist. Doch was er tatsächlich mißt, ist nach wie vor ziemlich unklar. Für den wahren Gläubigen mag die Diskussion ja gelaufen, das Konzept, an das er glaubt, über jeden vernünftigen Zweifel erhaben sein; für den überwiegenden Teil der internationalen Wahlforschung ist es das nicht. In seiner literarischen Enthauptungsstrategie gegenüber Abweichlern vom wahren Weg der Wertewandelthese erinnert *Schultze* an den Paderborner Erzbischof und dessen jüngste Reaktion gegenüber dem unbotmäßigen Theologieprofessor *Eugen Drewermann*. Seine Behandlung der Kritiker des Postmaterialismusindex läuft auf die Verhängung eines Redeverbots hinaus. Es stellt wohl eine Ironie des Schicksals dar, daß just bei Erscheinen der Polemik *Schultzes* eine wahrhaft vernichtende Kritik am Postmaterialismusindex von *Harold D. Clarke* und *Nitish Dutt* in der *American Political Science Review* veröffentlicht wurde (also nicht von irrelevanten deutschen Glasperlenspielern), die *Schultze*

4 *Wolfgang Jagodzinski*, Sozialstruktur, Wertorientierungen und Parteibindung, in: Zeitschrift für Soziologie, 10. Jg. (1981), S. 170–191; ders., Die zu stille Revolution: Zum Aggregatwandel materialistischer und postmaterialistischer Wertorientierungen in sechs westeuropäischen Ländern zwischen 1970 und 1981, in: *D. Oberndörfer, H. Rattinger, K. Schmitt* (Hrsg.), Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel und Wertewandel, Berlin 1985, S. 333–356; ders., Materialism in Japan Reconsidered: Toward a Synthesis of Generational and Life-Cycle Explanations, in: *American Political Science Review*, 77. Jg. (1982), S. 887–894.

bei Niederschrift natürlich noch nicht kennen konnte, die ihm aber mit Sicherheit wieder statistisch viel zu kompliziert und methodologisch zu rigoros sein wird.

Besonders ungnädig geht *Schultze* mit den Beiträgen *Siegfried Schumanns* um, der es nicht nur wagt, seinen Säulenheiligen *Inglehart* zu kritisieren und dessen Postmaterialismuskonzept als entbehrlich zu deklarieren, sondern auch noch in *Schultzes* Augen die Stirn besitzt, den Versuch eines eigenen, auf den Effekt von Persönlichkeitsstrukturen abhebenden Erklärungskonzeptes vorzulegen. Eigentlich müßte ein solcher Versuch, innovativ zu sein und die ausgetretenen Bahnen der etablierten Wahlforschung zu verlassen, ganz im Sinne *Schultzes* liegen, da es sich hier eindeutig um einen deutschen Versuch handelt, ein spezifisch deutsches Phänomen, die Wahl der Republikaner, in den Griff zu bekommen. Doch apostrophiert *Schultze* diesen Versuch nicht nur als „unergiebig“ und deshalb „entbehrlich“, sondern als „ärgerlich“, ja „anmaßend“ (S. 487). Wir halten *Schumanns* Erklärungsmodell ebenfalls nicht für den wiedergefundenen Stein der Weisen oder die Zauberformel, die alles erklären könnte (was *Schumann* übrigens trotz einiger allzu enthusiastischer Formulierungen keineswegs beansprucht). Doch ist es unbestreitbar sein Verdienst, mit der von ihm entwickelten Skala „Affinität zu einem Stablen Kognitiven Orientierungsverhalten“ (ASKO) wieder auf die möglichen persönlichkeitspsychologischen Grundlagen politischer Präferenzen und Verhaltensweisen hingewiesen zu haben – eine Perspektive, die nach *Theodor W. Adornos* „Autoritärer Persönlichkeit“ und *Milton Rokeachs* „Dogmatismus“ lange Zeit in der Wahlforschung in Vergessenheit geraten war. Ob und wozu der *Schumanns*che Ansatz etwas taugt, läßt sich am besten empirisch überprüfen und nicht mit der Attitüde des „Das-kennen-wir-doch-schon-Alles“ beiseiteschieben, wie das *Schultze* tut. Zumindest in einem Punkte scheint die ASKO-Skala durchaus einen Erkenntnisfortschritt zu bieten: bei der Untersuchung des Republikanerpentials. Die Aufgabe, eine Neigung zur Wahl der Republikaner zu erklären und damit ihr Potential auszuloten sowie die Beweggründe für eine solche Wahl zu verstehen, brachte die herkömmliche Wahlforschung in beträchtliche Schwierigkeiten. Mit keinem ihrer Ansätze waren in dieser Beziehung nennenswerte Erkenntnisse zutage gefördert worden, wenn man von dem nicht gerade originellen oder erhellenden Befund der Überrepräsentation von Männern absieht. Allein im Persönlichkeitsbereich scheinen sich Republikaner-Sympathisanten deutlich von den übrigen Wählern zu unterscheiden, namentlich denen der CSU. Daß *Schumann* ein theoretisch begründetes (und im übrigen auch recht skrupulös validiertes) Instrumentarium zur Beantwortung derartiger Fragen zur Verfügung stellt, ist ohne Zweifel verdienstvoll. Wir sind der Ansicht, daß *Schultzes* Reaktion hierauf nicht nur in der Schärfe der Formulierung weit über das Ziel hinausschießt (er straft hier mit der Unerbittlichkeit des Tempelhüters gegenüber frevlerischen Tempelschändern), sondern auch dem zumindest potentiell innovativen Charakter des *Schumanns*chen Ansatzes nicht gerecht wird. *Schumann* hätte eine solche Exekution wohl verdient, wenn er diesen Erklärungsansatz an Stelle aller früheren zu setzen beanspruchte; ihre sinnvolle Ergänzung jedoch erweitert das Spektrum der empirisch behandelbaren Fragestellungen.

*(d) Die Unfähigkeit, theoretische und methodische Innovationen zu erkennen*

*Schultze* ist weder willens noch in der Lage, von deutschsprachigen Wahlforschern stammende methodische und theoretische Innovationen zu erkennen; umgekehrt sind wir ebensowenig in der Lage, uns seine Maßstäbe hinsichtlich der von ihm behaupteten, angeblich von der historischen Wahlforschung und der Aggregatdatenanalyse erbrachten „deutschstämmigen“ Innovationsleistungen zueigen zu machen. So ist ihm die an *Lazarsfelds* klassische Erie-County-Studie anknüpfende „Wiederentdeckung“ von Kommunikationseffekten, die einen Schwerpunkt der von *Max Kaase* und *Hans-Dieter Klingemann* herausgegebenen „blauen“ Wahlbände darstellt, ebensowenig des Epithetons „innovativ“ würdig wie die ebenfalls an *Lazarsfeld* anschließenden, mit Hilfe von Netzwerkanalysen arbeitenden Untersuchungen der Meinungsbildung in Gruppenbezügen. Man kann dies damit

begründen, daß es sich in beiden Fällen eben nur um Wiederentdeckungen und nicht um echte theoretische Innovationen handele, obwohl die Netzwerkanalyse durchaus zumindest methodisch innovative Züge trägt. Daß er aber auch die von *Bruno Frey*, *Gebhard Kirchgäßner* und anderen durchgeführten Untersuchungen über den Zusammenhang von Ökonomie und politischen Präferenzen mit einer einzigen, geradezu flapsigen Bemerkung als „nicht überzeugend“ abtun zu können meint, spricht gegen sein Augenmaß. Es handelt sich hierbei um einen unzweifelhaft neuen, potentiell außerordentlich erklärungsmächtigen theoretischen Ansatz innerhalb der empirischen Wahlforschung, der zwar aus einer anderen Theorietradition kommt als die klassischen Erklärungsmodelle, deswegen aber vielleicht um so innovativer ist. Sollte *Schultzes* Abneigung gegen diesen aus der Wirtschaftswissenschaft stammenden, mit dem rationalen Nutzenkalkül des „Homo Oeconomicus“ arbeitenden Ansatz möglicherweise durch sein Unbehagen über den geballten Einsatz des ökonometrischen Methodenarsenals in dessen Untersuchungen motiviert sein?

Es ist erhellend, welche möglichen Innovationen *Schultze* in seiner Polemik nicht für erwähnenswert hält. Dazu zählt beispielsweise die gesamte Wahlforschung über den Rechtsextremismus<sup>5</sup>, ferner die eng mit der Wahlforschung verbundene Politische-Kultur-Forschung<sup>6</sup>, die Untersuchungen zum Wahlverhalten von Arbeitslosen<sup>7</sup>, *Elisabeth Noelle-Neumanns* durchaus innovative Ansprüche erfüllende Theorie der Schweigespirale<sup>8</sup>, die nebenbei gesagt ebenfalls an *Lazarsfelds* Erklärungsmuster anknüpft, oder unsere eigenen Normal-Vote-Analysen und deren Modifikationen<sup>9</sup>. Das sind alles Untersuchungen, die – vielleicht mit Ausnahme der Arbeiten von *Noelle-Neumann* – zwar (wie wir inständig hoffen) methodisch äußerst rigoros verfahren, sonst könnten sie weder national noch international bestehen, die aber die Methode dem Forschungsgegenstand unterordnen und damit das von *Schultze* an den angelsächsischen Wahlstudien so gelobte Primat der Sache über die Vorgehensweise gewährleisten. Nicht folgen können wir *Schultze*, trotz des geradezu exzessiven Lobes, das er dem Buch von *Falter* zukommen läßt („eine rundherum gelungene Synthese“), hinsichtlich seiner Betonung der innovativen Verdienste der historischen Wahlforschung. Keiner der drei von ihm genannten Kollegen kann unserer Auffassung nach, bei aller persönlichen Wertschätzung im Einzelfalle, hier ein besonderes Verdienst in Anspruch nehmen. Die Innovationstätigkeit des einen konzentriert sich schon

5 *Dieter Roth*, Sind die Republikaner die fünfte Partei?, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 41/1989, S. 10–20; *Jürgen W. Falter*, Affinity Towards Right-Wing Extremism in Western Europe, in: *West European Politics*, 11. Jg. (1988), S. 96–110; *Siegfried Schumann*, Wahlverhalten und Persönlichkeit, Wiesbaden 1990.

6 *Oscar W. Gabriel*, Politische Kultur, Opladen 1987.

7 *Hubert Krieger*, ‚Anti-Regierungs-‘ oder ‚Klientelenthese‘? Wirkungen persönlicher Betroffenheit von Arbeitslosigkeit (1980–1985), in: *Politische Vierteljahresschrift* 27. Jg. (1985), S. 357–380; *Hans Rattinger*, Arbeitslosigkeit, Apathie und Protestpotential: Zu den Auswirkungen der Arbeitsmarktlage auf das Wahlverhalten bei der Bundestagswahl 1980, in: *Max Kaase u. a.* (Hrsg.), *Wahlen und politisches System*, Opladen 1983, S. 257–318; *ders.*, Unemployment and Elections in West Germany, in: *H. Norpoth u. a.* (Hrsg.), *Economics and Politics: The Calculus of Support*, Ann Arbor 1991, S. 49–62; *ders.*, Politisches Verhalten von Arbeitslosen: Die Bundestagswahlen 1980 und 1983 im Vergleich, in: *Dieter Oberndörfer u. a.* (Hrsg.), *Wirtschaftlicher Wandel, religiöser Wandel, Wertwandel*, Berlin 1985, S. 97–130.

8 *E. Noelle-Neumann*, Die Schweigespirale: Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut, München 1980.

9 *Jürgen W. Falter* und *Hans Rattinger*, Parteien, Kandidaten und politische Streitfragen bei der Bundestagswahl 1980: Möglichkeiten und Grenzen der Normal-Vote-Analyse, in: *Max Kaase u. a.* (Hrsg.), *Wahlen und politisches System: Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980*, Opladen 1983, S. 320–421; *dies.*, Die Bundestagswahl 1983: Eine Normalwahlanalyse, in: *Hans-Dieter Klingemann u. a.* (Hrsg.), *Wahlen und politischer Prozeß*, Opladen 1986, S. 289–337; *dies.*, Parties, Candidates and Issues in the German Federal Election of 1980: An Appraisal of Normal Vote Analysis, in: *Electoral Studies*, 1. Jg. (1982), S. 65–94.

seit Jahren auf Herausgeberaktivitäten, die des zweiten auf die Abfassung einer Vielzahl von Rezensionen und die wissenschaftliche Betreuung von Dauerausstellungen sowie ein unvollendetes wahlhistorisches Projekt über die Kaiserzeit, und der dritte hat zwar eine Reihe von hochsensiblen, gut informierten Untersuchungen zum Ruhrgebiet vorgelegt, doch ist sein innovativer Beitrag zur modernen Wahlforschung, über die wir hier reden, für uns nicht zu erkennen und leider auch von *Schultze* nicht expliziert worden. Unklar bleibt schließlich, worin *Schultze* den innovativen Beitrag der Aggregatdatenanalyse sieht. Hier gibt es zwar durchaus methodische Fortschritte zu vermelden, doch sind diese statistisch derart komplex und schwierig zu vermitteln<sup>10</sup>, daß wir uns des Verdachts nicht erwehren können, die damit verbundenen Verfahren würden von *Schultze* ohne langes Fackeln wieder mit dem Totschlagargument des Methodenrigorismus belegt, falls er damit in Kontakt kommen sollte.

Die von ihm schließlich konstatierte Innovationsleistung durch die außeruniversitäre Wahlforschung basiert zum einen auf der Herstellung einer künstlichen Trennungslinie, die gerade im Falle der empirischen Wahlforschung unangemessen ist. Forscher wie *Dieter Roth* von der Forschungsgruppe Wahlen, *Matthias Jung* von Basis Research, *Peter Gluchowski* von der Konrad-Adenauer-Stiftung oder die mit wissenschaftlichen Publikationen an die Öffentlichkeit tretenden Meinungsforscher von Sinus, INFAS, Infratest oder dem Institut für Demoskopie zählen doch längst zur „Scientific Community“ der empirischen Wahlforscher. Warum sollten sie nicht innovativ tätig sein? Daß es die wenigsten wirklich sind, weiß jeder, der sich regelmäßig mit den Hervorbringungen der Umfrageinstitute befaßt. Ebenso wenig nützlich ist endlich die Unterscheidung in einen „Mainstream“ der deutschen Wahlforschung und – ja was? Leider macht *Schultze* hierzu keine näheren Ausführungen. Meint er am Ende sich selbst? Sollte seine Kritik möglicherweise auf eine unglückliche, da von ihm als unerwidert empfundene Liebe zur Wahlforschung zurückzuführen sein, die zwar weitestgehend platonisch geblieben ist, bei ihm aber, wie bei vielen sich verschmähnt fühlenden Liebhabern, von ursprünglicher Zuneigung in tiefempfundene Ablehnung umgeschlagen ist? Wir wissen es nicht, aber vieles an seinem Diskussionsbeitrag würde für uns verständlicher werden, wenn es so wäre. Der Realität der deutschen Wahlsoziologie, an der man ohne Zweifel viel aussetzen kann, wird sein kritischer Diskussionsbeitrag ebensowenig gerecht wie der englischen oder kanadischen Wahlsoziologie.

*Jürgen W. Falter und Hans Rattinger*

10 Z. B. *Sören R. Thomsen*, *Danish Elections 1920–79: A Logic Approach to Ecological Analysis and Inference*, Aarhus 1987.